

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

90 (19.4.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 32

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 33. Karlsruhe, Donnerstag den 22. April 1909. 29. Jahrgang.

Das Heidelberger Freudenhäuschen.

Komödie in ziemlich vielen Akten vom großherzoglich badischen Eisenbahnministerium.
Der letzte Aufzug spielt beim königlichen Landgericht in Stuttgart.
Zeit: 2. April 1909.

Personen: Der Redakteur des „Simplicissimus“, sein Verteidiger Herr Doktor Hausmann, ein Rechtsanwalt, fünf Richter.

Chorbericht: Die Aufführung war glänzend und das Publikum unterhielt sich prächtig. Mehrmals wurde bei offener Gerichtstüre so stürmisch gelacht, daß das Spiel unterbrochen werden mußte. Dieser war das badische Eisenbahnministerium nicht anwesend, und so hatte ein Vertreter für die Sachfachen zu danken.

Wirklich, es gibt Humoristen, in der feindlichen Stadt Karlsruhe, wo so viel gegähnt wird, und es werden dort Witze von einer zerschellerstatternden Unfreiwilligkeit gemacht.

Da ist also ein großherzogliches Eisenbahnministerium. Es hat in Heidelberg ein ganz, ganz kleines Freudenhäuschen gekauft, weil es den Plan zur geplanten Bahnhofsverlegung brauchte.

Dieses Häuschen, welches zwischen zwei anderen gleichartigen Instituten liegt, gehörte einem Dirnenhändler Siewi, der als Kaufpreis 42 500 Mk. verlangte, wenn er das Haus vorbehaltlos verkaufen sollte. Das war dem Fiskus zu viel, und er versuchte nun auf Kosten der von ihm sonst stark betonten Sparsamkeit Einparungen zu machen.

Nämlich er gab Herrn Siewi 25 000 Mark unter der Bedingung, daß der Mann seine Dirnenwirtschaft noch eine Zeitlang in fiskalischen Gebäude weiter betreiben dürfe.

Man kann es drehen, wenden und deuteln, wie man will, das klipp und klare Ergebnis bleibt, daß das badische Verkehrsinstitut durch Gewährung von Gelegenheit, das heißt durch Puppelei die Summe von 17 500 Mk. profitierte, und nun wegen eines Vergehens gegen den § 180 strafrechtlich verfolgt werden muß. Oder sagen wir: müßte.

Wenn ich glaube nicht, daß der Karlsruher Staatsanwalt Strafantrag stellen wird, selbst wenn die Redaktion des „Simplicissimus“ darauf bestehen sollte.

Diese hätte wohl eine Ursache zur Bosheit, denn man hatte sie vor den Richter geschleppt, wegen eines unartigen Witzes über jenen großherzoglich badischen Nebenverdienst. Allein die Redaktion hat auch Ursache zur Dankbarkeit, weil sich die Verhandlung zum größten Spas des Jahrhunderts — ausgemachsen hat.

Und für ein so herrliches Lachen muß ein Wigblatt erkenntlich sein.

Mo um fortzuführen: das badische Eisenbahnministerium hatte die Empfindung, daß die Blamage noch nicht genügend publik wäre, und beschloß, in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung alle heiteren Details dem Tränenlachenden Deutschland preiszugeben.

Wenn man so ungemein viel feuchtes Lachen am Stecken hat, ist ein solcher Entschluß heroisch.

Von diesem Moment an wurde das Lustspiel zur aristophanischen Komödie. Ein badischer Regierungsrat bestätigte als Zeuge nicht weniger als alles und sagte, der Fiskus habe gehofft, daß der Vordellbetrieb in seinem Hause nur kurze Zeit dauern werde, allein diese Hoffnung habe sich nicht erfüllt.

Der großherzoglich badische Vordellier Siewi erzählte sachlich von seinen Einnahmen, die 400 Mk. im Monat be-

tragen, und hierzu bemerkte wiederum der Herr Regierungsrat, man habe dem Mann den Verlust seines Gelbes minder schmerzlich machen wollen und ihm darum das Haus zu dem speziellen Gebrauche weiter überlassen.

Herr Siewi muß sich überhaupt bei der badischen Behörde einer überaus zarten Rücksicht erfreuen, denn als die Heidelberger Polizei die Schließung des Geschäftes im Dezember 1907 verfügte, gab sie dem fiskalischen Vordellier noch drei Monate Geschäftsverlängerung bis 1. März 1908, und als Siewi auch da noch den Verlust schmerzlich empfand, erlaubte man zum aller-aller-letzten Male eine vierzehntägige Extranzucht, wahrscheinlich mit besonderer Rücksicht auf den staatlichen Charakter des Etablissements. Erst am 4. März 1908 verloren die p. p. Mädchen und mit ihnen Herr Siewi ihre Beamtenstellung.

An der ganzen Geschichte ist mir nur eines unklar geblieben: wieso die badische Regierung die Punkte ihres eigenen wundervollen Humors hinterher nicht mehr verstanden und warum sie sich über den „Simplicissimus“ geärgert hat, der ein älteres Freudenmädchen mit einem badischen Orden begaben ließ.

Das ist doch der folgerichtige, notwendige Ausklang dieser reizenden Novelle!
In allem Ernste: die sämtlichen bei Herrn Siewi beschäftigten Damen hatten Beamtencharakter und waren für den großherzoglich badischen Staat tätig.

Wenn sie verdienten, bekam Herr Vordellier Siewi pro Monat 400 Mk., wenn Herr Siewi 400 Mk. bekam, erhielt der badische Staat eine Preisermäßigung. Aus jenem Freudenhaus führt eine direkte finanzielle Beziehungslinie zum Eisenbahnministerium, und jeder Besucher durfte sich mit Stolz sagen, daß er im großherzoglich badischen Vergnügungsdienste tätig war.

Warum also hätte so eine brave Phryne keinen Orden kriegen sollen? Weil sie dem Staate nicht mit dem Kopfe diente?

Du lieber Gott! Wer von den deforzierten Beamten hat das eigentlich getan?

Ludwig Thoma im „Simplicissimus“.

Wandertage in Thüringen.

II.

„He, hopp, hopp! Auf, auf!“ rief es am frühen Morgen mit rauher Stimme mitten in unsere schönsten und süßesten Träume hinein.

Wir hatten wir alle so gut geschlafen, wie herrlich geträumt; der von der Heimat, von Eltern und Geschwistern; dieser von der großen Egar der Kameraden, mit denen er so manchen lustigen Streich verübt, dieser von einem reichbesetzten Tisch, an welchem er schmelzte in köstlichen Speisen und Getränken, wie er sie in Wirklichkeit vielleicht noch nie gekostet; jener endlich von der Geliebten und den Spaziergängen im Mondschinein, die er so manchenmal mit ihr gemacht.

Und nun plötzlich diese rauhe Stimme, die uns aus dem schönen Land der Träume zur schalen Wirklichkeit zurückrief.

„Na, nu aber raus, 's is Zeit, oder ich nehm' auch an die Hagen und schmeiß' euch raus!“ brüllte der Störenfried wieder. Gerade, als wir uns schon auf die andere Seite drehen wollten.

Ja so, wir waren nicht in einem feinen Hotel, wo man zur besten Zeit vom dienenden Geist durch sacktes Klopfen an die Zimmertür, oder gar elektrisch durch sanfte Glockentöne geweckt wird. Nein, wir waren nur in einer armen Stubenherberge, wo mit den Gästen nicht so viel Umstände gemacht werden.

An der offenen Tür des gemeinschaftlichen Schlafsaales stand freundlich grinsend der vierstörtige Hausknecht.

„Na, macht nur, daß ihr runterkommt zum Kaffee,“ mahnte er nochmals und verschwand.

Rautes Gähnen: „O, was bin ich noch müde,“ deutliches Knacken mancher etwas zu gewaltig geredeter „Knochen“ waren die ersten Anzeichen beginnenden „Aufstandes“.

feinere und beobachtend hin und her bewegten, hätte man ihn für einen ausgezündeten Schurken halten können. Das war er indessen ganz und gar nicht. Zwar hatte er zwei Seelen in seiner Brust, aber so sehr sich dieselben auf seinem Gesicht spiegeln, in Wirklichkeit hielt er sie streng auseinander. Wenn er nicht gerade im Dienste der heiligen Kirche die geistliche Gewalt repräsentieren mußte, war er ein herzensguter Kerl. Selbst in schwierigen Fällen zeigte die hellere seiner Seelen. Das hat sich auch bei dem letzten Dienste gezeigt, den er seinem Freunde erweisen konnte. Der Signore Maier, auf dessen allemanische leichte Sinn die italienische Lust wie Treibhausatemperatur gewirkt hatte, besaß eher das Aussehen eines Künstlers als das eines Pensionshalters. Mit einem ungeheuren Schlapphut auf dem Kopf lief er immer anscheinend tief beschäftigt herum, tat aber in Wirklichkeit so gut wie nichts. Dafür trank er immer um so mehr. Sein Freund, der zwar auch kein Verächter weltlicher Genüsse war, wußte sein hochrotes Näsklein genügend Feignis abzulege, warnte ihn zwar oft während ihrer scharfen Besprechungen nicht gar zu hitzig vorzugehen. Chi va piano, va sano, sprach er oft mit erhobenem Zeigefinger zu Signore Maier, und ließ die unangenehme Perspektive vor ihm erscheinen, daß er, wenn er (der Pfarrer) ihn überlebe, ihm kein christliches Begräbnis könne zu Teil werden lassen. Der Signore Maier aber pochte auf seine germanische Kraftnatur und schlug des Freundes Warnungen in den Wind.

Eines Tages aber legte es ihn.
Es war in diesem Frühjahr. Ich war nach einjähriger Pause wieder einmal in das liebe Nest gekommen. Alles war noch wie früher. Man mußte, um die Etiquette von Dravitano nicht zu verletzen, am ersten Tage nach der Ankunft dem Signore Petrino und dann sofort am zweiten Tag, der Unparteilichkeit wegen, dem Signore Dolci einen Besuch machen. Dann wurde man so nach und nach zu allen Familien eingeladen; sah, wenn es kühl war, im Haus am Ramin, ob gebratene Kastanien, trank roten Wein dazu und versicherte sich gegenseitig in den höflichsten Ausdrücken, wie glücklich man sei, sich wieder zu sehen. Wenn es abends warm war, sah man unter der großen Ulme auf dem Platz mitten im Dorf und dann kamen die jungen Mädchen, begrüßten die Fremden mit der Eleganz und hoheitsvollen Anmut, welche die Töchter von Dravitano ebenso ihr eigen nennen wie die großen Donna's von Venedig. Und gerade so wie früher kamen dann, wenn die deutschen Herren Künstler Schriftsteller und Genossen warm werden wollten, die wirklichen Besitzer der Herzen dieser Schönen und führten sie vor den betrübten Augen der Teveschi*) hinweg in die abendliche Dämmerung.

Alles war genau wie früher und auch der Küster, der zugleich Ratsschreiber war und, um sich zu starke Gewissenskonflikte zu ersparen, in dieser Doppelstellung in kirchlichen Angelegenheiten kirchlich, in Gemeindeangelegenheiten aber radikal stimmen durfte, sah immer noch mit dem Hut auf dem Kopf und einer langen schwarzen Briffago im Mund hinter dem Fenster seines Häuschens und malte bedächtigt Buchstaben aufs Papier.

Nur eines war anders geworden. Man sah nicht mehr den Signore Maier geschäftig ums Haus und im Dorf herumtiefeln. Er lag im Bett und dachte ans Sterben. Darin täuschte er sich nicht. Eines Morgens teilte die immer noch hübsche und sehr gefasste Signora Maier den Gästen mit, daß ihr Willkür in der Nacht gestorben sei. So rasch hatte niemand das Ende erwartet, auch nicht des Toten Freund, der Pfarrer, den die Nachricht in eine große Aufregung versetzte.

Beerdigen durfte er ja schließlich den Verstorbenen. Er hatte ihn oft besucht, und was da zwischen ihnen besprochen worden war, ging ja niemanden etwas an. Das würde er schon rechtfertigen können. Aber, ob er ohne einen Sturm der Entrüstung bei den Kollegen der Nachbargemeinden zu erregen auch die Glocken läuten lassen dürfe, während der Gottesleugner und Feind des heiligen Vaters bestattet wurde, das bezweifelte er doch ernstlich und mit Recht. In

seiner Not wandte er sich an den Küster, der auch in den schwierigsten Fällen immer noch einen Ausweg gewußt hatte, wenn es sich darum handelte, die Forderungen der Ueberzeugung mit den Pflichten des Herzens zu vereinigen. Auch diesmal versagte der alte Schläubberger nicht.

Nach einem vertrauten Gespräch mit dem Capelano ließ er einen kleinen zweirädrigen Wagen mit dem Maulesel davor anspannen und fuhr in der Richtung nach Bergamo davon. Dort hielt er vor dem Hause des Dottore des Distriktsarztes an, der alle vierzehn Tage einmal amtlich die Dörfer des Distrikts besucht, was den Bewohnern des Dorfes und der umliegenden alleinstehenden Häuser durch Glockengeläute jedesmal angezeigt wird. Der Dottore war ein guter Bekannter des Signore Maier und selbst Freidenker und Garibaldianer. Der Besuch des Küsters von Dravitano bei ihm war nur von kurzer Dauer. Zwei Tage nachher wurde der Leichnam des Signore Maier unter großer Beteiligung des Dorfes und der fremden Gäste zur letzten Ruhe bestattet, während der Trauerzug durch die mit wilden Morgensternen übersäten Wiesen hinaus nach dem Kirchhof schritt, läuteten alle Glocken des viereckigen Kirchturmes so feierlich wie noch nie.

Wenn man aber später den Capelano von Dravitano seine Kollegen fragten, ob es wahr sei, daß er bei der Beerdigung des Gottesleugners habe läuten lassen, so wies er eine solche Verdächtigung mit Entrüstung zurück. Der Distriktsarzt von Bergamo sei zufälligerweise zur gleichen Zeit nach Dravitano gekommen und für den habe es geläutet.

Allerlei.

Das Problem der Jungesellensteuer gelöst. Die schwierige Frage, in welcher Weise unbesserliche Jungesellen für ihren Mangel sozialen Sinnes durch Steuern „bestraft“ werden können, beschäftigt seit einiger Zeit die Parlamentarier von Kansas, ohne daß man zu einer Einigung gekommen wäre. Jetzt ist dem Parlamente von Maine ein Gesetzesentwurf vorgelegt, der das Steuerprojekt seines Strafcharakters entkleidet und mit dem Schimmer sozialer Wohltätigkeit umgibt. Die unbesserlichen Jungesellen, so sieht das Gesetz es vor, sollen künftighin den alten Jungfern, die durch die Schuld der Jungesellen ledig blieben, in Form einer Art Pension Schadenersatz leisten. Die Erträge dieser Steuer werden dazu dienen, den einzigen Jungfrauen, die das 40. Lebensjahr unvorheiratet überritten haben, eine Rente von nicht über 400 Mk. pro Jahr zu gewähren. Nur Steuer werden alle unvorheirateten Männer herangezogen, die das 30. Jahr vollendet haben und nicht nachweisen können, daß sie bereits dreimal in aller Form um die Hand einer Tochter des Staates Maine angehalten haben. Ebenso sollen auch nur jene Jungfrauen die Jungfernpension erhalten, die nachweisbar niemals in ihrem Leben einen ehelichen Heiratsantrag bekommen haben. Als ehelicher Antrag gilt die Werbung eines jeden Mannes, der nicht bereits Inhaber einer Geisteskrankenanstalt war oder wegen eines ehrenrührigen Vergehens bestraft wurde.

Literatur.

Die „Sozialistischen Monatshefte“, redigiert von Dr. J. Bloch (Administration, Berlin W., Potsdamerstraße 121 h.), die bekanntlich alle 14 Tage erscheinen, haben das 8. Heft ihres 15. Jahrgangs erscheinen lassen. Aus seinem Inhalt heben wir hervor: Otto Hue: Weiße Salbe. — Karl Leutner: Herrenvolk und Pöbelvolk. — Wolfgang Meine: Gegen den Anlagewang. — Paul Kampfmeyer: Zur wissenschaftlichen Begründung des Sozialismus. — Dr. Hugo Lindemann: Städtische Einrichtungen für Lebensmittelversorgung. — Rudolf Kurz: Pilgerfahrt. Zum 100. Geburtstag Nikolaj Gogols. — Ludwig Feustl: Eine neue Etappe der Waldverwüstung. Als künstlerische Beigabe enthält das Heft ein Portrait Nikolaj Gogols. Der Preis des Heftes beträgt 50 Pf., pro Quartal (6—7 Hefte) 3 Mk. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, auf jeder Postanstalt, bei allen Kolporturen, in den Musikern, sowie direkt vom Verlag der „Sozialistischen Monatshefte“ Potsdamer Straße 121, Berlin W. 95. (Zusendung unter Kreuzband oder im geschlossenen Kuvert.) Probehefte stehen auf Verlangen jederzeit kostenfrei zur Verfügung.

*) Die Deutschen.